

## DIE ZUNFT DER HISTORIKER UND IHR HEIMATMUSEUM

*Von Bedrich Loewenstein*

Robert Luft weist mit Recht auf eine verdrängte (und inzwischen ins kaum mehr Bewußte abgesunkene) Tatsache hin: daß es in ideologischen Diktaturen kaum Normalität geben kann/konnte. Auch in den „Nischen“, ja im Dissent, ist die Wahrnehmung verzerrt und das Problembewußtsein durch die herrschende Lehre beeinflußt. Die Gleichschaltung geht in totalitären Regimen eben weiter als nur zu Sprachregelungen, über deren Einhaltung die Zensur wacht, wie seinerzeit über Majestätsbeleidigungen oder blasphemische Bemerkungen. Ich kann mich selbst kaum zur Praxis nach 1969 äußern, sie dürfte aber analog zu den Schüben der fünfziger und sechziger Jahre verlaufen sein, die ich recht gut kenne: Nach einer Phase der harten, ja terroristischen Maßregelung, Säuberung und des absoluten Konformitätszwangs tritt ein gewisses Desinteresse der eingesetzten Machthaber an politikferneren Bereichen ein, ja ein gewisses Wohlwollen gegenüber harmlosen Fachleuten, unter der Voraussetzung, daß sie der Erwartung entsprechen, keine eigenen Gedanken zu äußern, irgendwie Anstoß zu erregen oder den Willen zur Konkurrenz mit der etablierten Machtelite zu entwickeln.

Es gehörte zum Selbsterhaltungstrieb der Gebliebenen und Geduldeten, sich an Unterwerfungsritualen und derartiger Mimikry zu beteiligen. Jeder wußte, was Anstoß erregte und worauf umgekehrt die herrschende Partei Gratifikationen ausgesetzt hatte. Deshalb bleiben auch die weniger kontrollierten Nischen zweifellos ein Element der Täuschung und Selbsttäuschung: das Regime täuscht nach außen „Normalität“ vor (etwa durch Husitský Tábor – kurz nach der hysterischen Hexenjagd auf die Charta 77!), die Nischenbewohner erhalten eine kleine Chance, die ihnen und nicht zuletzt dem durch die Repressalien empörten Ausland eine Lockerung des harten Kurses vorgaukelt. Und das Manöver wird von beiden dankbar angenommen. Eine analoge Augenwischerei betrieb die exzeptionelle Bewilligung von Auslandsaufenthalten für Gemaßregelte und Grauzonier.

Der von Luft als zu schwammig bezeichnete Begriff der Machtelite ist durchaus beim Namen zu nennen, doch strahlt der von ihr ausgehende Zwang abgestuft auch auf andere aus, die keineswegs an den Schalthebeln der Macht saßen. Dazu ein nicht untypisches Beispiel. Als ich 1958 eine durchaus kritische Rezension von Eugen Lembergs „Geschichte des Nationalismus“ geschrieben hatte, erregte diese bei einer ideologischen Aktivistenkonferenz das Mißfallen eines Gralshüters der kämpferischen Parteilichkeit, der den noch ungedruckten Aufsatz als Beispiel für prinzipienlosen Objektivismus aufspießen wollte. Er wurde von einem Teilnehmer des „Parteiaktivs“, ich glaube, es war M. Zachoval oder J. Doležal, davon abgehalten: Es gehe nicht um den kleinen parteilosen Aspiranten L., sondern um *Institutsinteressen*.

Ich muß wahrheitsgemäß hinzufügen, daß ich das mir zurückgegebene Manuskript an einigen Stellen verschärfte, so daß es 1959 im *Filosofický časopis* erscheinen konnte. Es geht mir hierbei nicht um nachträgliche zerknirschte Selbstkritik, sondern um die Mechanismen der Anpassung an die herrschende Ideologie, andererseits um ein gewisses Ruhebedürfnis der „satten Bestien“, um mich etwas unakademisch-anschaulich auszudrücken. Gewiß wollten sie von den eigentlichen Entscheidungsträgern Unterstützung, Lob, Auszeichnungen, aber es entwickelte sich auch ein neues Gruppenklima, ein Wir-Gefühl der „Feudalherren“ gegenüber den eigenen Schutzbefohlenen. Josef Macek hat das in den sechziger Jahren im *Historický ústav* eindeutig so gehandhabt. Seine Machtposition war ein Schirm für die relative Freiheit „seiner“ Leute, angefangen vom liberalen Zugang zu westlicher wissenschaftlicher Produktion bis zur ziemlich frechen Zeitschrift *Dějiny a současnost*, die ihm manchmal einigen Ärger einbrachte und seine Geduld strapazierte.

Ihre Maßregelung 1965 zeigte aber doch die Grenzen der geduldeten Spielweise und die Gültigkeit der Gleichschaltung: Für jeden, der unter den vorhandenen Verhältnissen ideologisch relevante Bereiche berührt – und die Geschichte ist für den etablierten Marxismus-Leninismus weitgehend, wenn auch abgestuft, ideologisiert –, ist die parteioffizielle Version, bei Strafe des Arbeitsplatzverlustes, tabu. Deshalb wird er, insbesondere bei Publikationen, trotz besseren Wissens, die Klippen der dogmatisierten Meinung zumindest umgehen, d. h. vortäuschen, diese Meinung zu teilen.

Kaum notwendig hinzuzufügen, daß dieses Klima intellektueller Redlichkeit nicht eben zuträglich ist. Ich habe das einmal als Schachspiel mit zwölf verbotenen Feldern bezeichnet. Auch das Ausweichen in Unverbindlichkeiten und das bloße Zuliefern von Fakten für vorgefertigte Thesen wirken auf die Dauer zumindest niveausenkend, zweifellos auch die Position als übervorsichtiger Spezialist für einen engen Sachbereich. Immerhin mag man das als relative „Normalität“ bezeichnen gegenüber einer Situation des Berufsverbots, das demjenigen, der einmal unliebsam aufgefallen war, die Entscheidung abnahm, ob er aktiv propagandistisch mitmachen oder die Zitterpartie des geduldeten Mannes mit Fachscheuklappen übernehmen wollte. Nebenbei: Von irgendeiner Form der Kollegialität oder gar Solidarität seitens der Historiker in den „Strukturen“ (*strukturáči*) habe ich als Gefeuertter 1970–79 nichts bemerkt.

„Denn so gewiß der echte Historiker nicht ohne sittliche Gesinnung heranreifen kann, so gewiß gibt es keine echte Gesinnung ohne ein bestimmtes Verhältnis zu den weltbewegenden Fragen der Religion, der Politik, der Nationalität ...“ Es mag sein, daß der moderne Wissenschaftsbetrieb mit seiner hohen Arbeitsteilung die Rolle des Historikers als herausgehobener Instanz zur Orientierung von Politik und Gesellschaft kaum mehr ermöglicht, so daß Sybels Bestimmung von 1856 antiquiert wirkt: Als Maßstab ist sie dennoch gültig. Gerade der Kommunismus war mit dem Anspruch eines historisch legitimierten Engagements angetreten, des Zusammenhangs zwischen den „weltbewegenden Fragen“ und wissenschaftlicher Arbeit; doch ließ die Praxis nur zynische Anpassung an die Rituale der Macht oder Vegetieren in deren Windschatten zu. Das Fehlen einer Atmosphäre der Offenheit und geistigen Regsamkeit, die auf Unauffälligkeit und Folgsamkeit ausgesetzten Prämien, die Abschnürung gegenüber den Trends der modernen Geisteswissenschaften, all das konnte nicht spurlos an der tschechischen und slowakischen Geschichtsschreibung vorübergehen, hat nicht nur

„weiße Flecken“ ausgesparter Forschung auf einem ansonsten mehr oder weniger wohlbeackerten Feld hinterlassen. Verheerend hat sich insbesondere die negative Auslese auf den wissenschaftlichen Nachwuchs ausgewirkt, dessen Problembewußtsein zwangsläufig durch Einäugigkeit und mangelnde theoretische Schulung bestimmt war (Ausnahmen bestätigen die Regel).

Ohne Zweifel liefert der Marxismus eine ernstzunehmende, wenn auch einseitige, Geschichtstheorie und -methodologie. Man muß sich allerdings fragen, wer den Marxismus wirklich ernst nahm – vielleicht der jüngere František Graus, aber auch für ihn war er eher ein Vorwand, die Bestätigung seines persönlichen Pessimismus. Ansonsten bot der herrschende Vulgärmarxismus natürlich ein leicht zu handhabendes Instrumentarium für ideologische Überheblichkeit und besserwisserische Keulenschläge. Der Marxismus war selten Initiator neuer Fragestellungen (Wo blieb die Alltagsgeschichte?), sondern meist nur Anlaß zu Etikettierungen („bürgerlich“) und vor allem zur Zementierung alter Vorurteile und Ressentiments im Sinne der national-populistischen Geschichtsdeutung Zdeněks Nejedlýs. (In diesem Punkt hat der zwischen „zutiefst diskreditiert“ und „keine Notwendigkeit der Selbstkritik“ schwankende Aufsatz Dušan Třeštíks recht: Es war eine gewaltsame Konservierung des 19. Jahrhunderts. Sind aber die Begriffe, die Problemstellungen, die Erkenntnisinteressen der gegenwärtig produzierenden tschechischen Historiker über das 19. Jahrhundert hinaus? Ich wage zu zweifeln.)

Nejedlýs populistische Schrumpfform von Palackýs Geschichtskonzeption war bekanntlich kämpferisch auf eine Entlarvung der volksfeindlichen Haltung der jeweiligen Oberschichten des Landes und damit auf eine historische Legitimierung der kommunistischen Herrschaft als „Erbin der fortschrittlichen Traditionen“ des tschechischen „Plebejer“-Volkes gerichtet, suchte aber zugleich im Gewand einer unreflektierten herkömmlichen Schematik aufzutreten. Mit anderen Worten, das radikal-populistische Sektierertum gab sich, etwa durch das Anknüpfen an die vertrauten Bilder der historischen Romane Alois Jiráseks, den Anstrich eines nationalen *mainstream*, mit dem arroganten Anspruch, die Grundstrukturen der historischen Wirklichkeit wissenschaftlich zu erfassen. Und das ängstliche, aber nicht nur erzwungene Festhalten an einem theoriefeindlichen, eindimensionalen Positivismus hat diese begrifflichen Verkrustungen konserviert. (Übrigens habe ich schon 1963 in *Dějiny a současnost* versucht, das Thema „Provinzialismus der tschechischen Geschichtsschreibung“ zur Sprache zu bringen, inkonsequent, gewiß. Inzwischen hat man die Entwicklung noch hinter 1963 zurückgeschraubt und alle Chancen vertan. Auch zu 1968 zurückzukehren bringt heute nichts mehr.) Aber die Geschichtsschreibung kann im Prinzip nicht besser sein als das Problembewußtsein der jeweiligen Gesellschaft.

Die Geschichte als Wissenschaft kann sich eben nie ganz von Třeštíks „Geschichte in den Köpfen der Menschen“, also der Geschichte als Identifikations- und Legitimationsvermittlerin, trennen. Es geht nicht nur um die emotionale Besetzung der Fakten mit nationalen Codes, sondern auch um den retrospektiven Charakter der Geschichtsschreibung, das Ausgehen von Gegenwartsproblemen, Gegenwartsbegriffen und deren meist unkritische Projektion in die Vergangenheit. Mit Sinnstiftung ist die Geschichte überfordert, aber Orientierungswissen sollte sie schon vermitteln. Dazu braucht sie keine aseptischen Laborbedingungen, aber doch Raum für einen kritischen

Dialog mit der Öffentlichkeit. Stillschweigende Korrekturen am nach wie vor herrschenden Geschichtsbild als „Heimatmuseum“ genügen nicht, können eine grundsätzliche Kritik am nationalpopulistischen Denken nicht ersetzen. Das gibt dem in der Form konzilianter, aber in der Sache entschiedenen Anstoß von Robert Luft eine erhebliche Aktualität.